



Die Sage von der Lurley

A. Kretsch 461

J. Diekmann 168

2324. D. 2

---

 Die Sage von der Furley.
 

---

Hoch ob des Furleys steilen Höhen  
 Jagt Pfalzgraf Albrechts kühner Sohn;  
 Der schönste Hirsch, den er gesehen,  
 Ist, nah schon seinem Speer, entloh'n.

Er folgt ihm weiter, immer weiter  
 Bis an des Abgrunds starren Rand,  
 Und endlich wirft der wilde Reiter  
 Das Eisen glücklich und gewandt.

Getrollen sinkt von seinen Händen  
 Zur Erde hin das edle Wild,  
 Sich — da entsteigt den Felsenwänden  
 Ein schiltbehränzt's Frauenbild.

Hat er im Traume denn gesehen  
 Dieses Antlitz, dieser Augen Plan?  
 Nein, ihre Locken sah er wehen  
 Vom Furley oft durch's Nebelgrau.

Oft hört er auch ein Lied erklingen,  
 Das süß um Fieb' ihn angeliebt,  
 Bald schien es aus der Fluth zu dringen,  
 Ward bald vom Fels ihm zugeweht.

Und oftmals dann im Mondenscheine,  
 Wenn leise der Gesang verhallt,  
 Taucht aus dem mild beglänzten Rheine  
 Empor die winkende Gestalt.

Wer wolt auf Männerschwur nicht bauen?  
Stets flieht er tren zu seiner Braut,  
Weil ihm vor Fee'n und Uebeltrauen  
Und bleichen Wasserniren graut.

Doch endlich ist es ihr gelungen,  
Er ward verlockt in ihren Bann,  
Wo nun, vom Zauber rasch umschlungen,  
Er nimmermehr entfliehen kann.

„Halt!“ ruft sie jetzt mit sanftem Beben,  
„Du jagtest auf verpöntem Land,  
Und mir verfallen ist dein Leben,  
Siehst du mir nicht ein hohes Pfand.“

„Biel unten, in kristallner Helle  
Steht mein uraltes Felsenhaus,  
Leis' rauscht darüber hin die Welle,  
Und Fischlein ziehen ein und aus.“

„Viel schöne Frau'n und Weiben wohnen  
Bei mir in Frieden, still und gut,  
Sie tragen schillgelochtne Kronen  
Und suchten Ruh' einst in der Fluth.“

„Sie singen wunderbare Lieder  
Und Sagen aus vergangner Zeit,  
Die rauschen auf und rauschen nieder,  
Mit Well' und Wind in Ewigkeit.“

„Und willst du mein Gemahl nicht werden,  
Und willst du nicht ihr König seyn?  
Wir steigen fröhlich auf zur Erden,  
Wir sinken selig in den Rhein.“

„So gib mir denn dein Herz zum Pfande,  
Verfallen ist mir schon dein Leib,  
Und nieder führ' ich dich zum Strande  
Als dein beglücktes, treues Weib.“

„„Entleuch du bleiches Bild von hinnen!““  
Kult Hugo jetzt voll Grau'n und Schmerz,  
„„Ich will kein Zauberweib gewinnen,  
Und and'rer Liebe schlägt mein Herz.““

„„Doch ob verfallen ist mein Leben,  
Weil ich gejagt in deinem Bann,  
P'rauk soll mein Schwert die Antwort geben,  
Wenn sie dein Kämpfer fordern kann.““

So spricht der Held mit strenger Stimme,  
 Doch weh' ihm, daß er sie verschmäht,  
 Rasch lährt' er in wildem Grimme,  
 Die noch vor kurzem sanft gelleht.

Aus ihren Augen sprühet Feuer,  
 Aus ihren Locken brauset Sturm,  
 Nur Wetterwolke wird ihr Schleier  
 Und riesig wächst er wie ein Thurm.

„Schick Vater mir die weisen Rösse,“  
 So ruft sie laut hinab zum Strand,  
 Da brausen auf aus ihrem Schlosse  
 Zwei Wellen bis zum Felsenrand.

Sie schwingt ihn auf, sie lährt' hernieder,  
 Vom hohen Furlen in die Fluth. —  
 Doch bald entsteigen sanfte Lieder  
 Der Ciele, wo der Ritter ruht:

Er schläft auf weichem Lager,  
 Der kühne Heldensohn.  
 Ich hab' ihn sanft gebettet,  
 Weh mir — er liebt ja schon.

Oern setz' ich eine Krone  
 Ihm auf das Lockenhaar,  
 Von tausend Diamanten,  
 Schön, wie noch keine war.

Oern gäb' ich einen Scepter  
 Ihm in die starke Hand,  
 Vom Meere sollt' er herrschen  
 Bis hoch in's Schweizerland.

Wir lebten still in Frieden,  
 So lang der Rhein noch fließt,  
 So lang den Furlenfelsen  
 Noch Mondenschein begrüßt.

Singt Nixen, singt ihm leise  
 In's Ohr mit Schmeichellaut.  
 Doch ach! er träumt vom Vater,  
 Er träumt von seiner Braut.

Am Ufer steht sie traurig  
 Und weint hinab zur Fluth,  
 Und auch sein greiser Vater  
 Klagt mit gebrochnem Muth.

Er zucht im Schlaf zusammen,  
 Er lährt empot im Schmerz. — —  
 Schwer sind die Thränenperlen  
 Gesallen auf sein Herz.

Und tiefer, immer tiefer,  
 Weigt sich herab die Maid.  
 Weh mir! sie will ihm folgen,  
 In ihrem tiefen Leid.

Dann müßt ich ewig sehen,  
 Wie sie so glücklich sind.  
 Steigt auf, ihr weisen Koste,  
 Tragt ihn an's Land geschwind.

O Lurley, arme Lurley!  
 Dein Vater ist der Rhein,  
 Du liehst mit deiner Liebe,  
 Mit deinem Schmerz allein.

Mancherlei Mähren und Sagen erzählt sich das phantasiereiche rheinische Volk aus der schauerlich erhabenen Bergschlucht, deren Hintergrund der Lurley bildet. Heilige, Gespenster und selbst der Teufel treten darin auf. Am lieblichsten aber ist die Sage von der Lurley, einer Lindine, die hier in den Tiefen des Rheines wohnen soll. Der Felsenfels, welcher denselben Namen trägt, thürmt sich in seltsamen Formen und Zerklüftungen himmelan, und der Schall von Schüssen oder Waldhornklängen, in der Mitte des Rheines, oder gegenüber am rechten Ufer gegeben, tönt in vielfachem Echo zurück. Der Rhein, in ein enges Bett gedrängt, scheint sich mühsam einen Ausweg in freundlichere Gegenden zu suchen. — Rechts und links sind Salmenfänge, die vortreffliche Ausbeute liefern.

Schon im 13. Jahrhundert war der Lurleyberg von dem deutschen Minnesänger Murner, einem Zeitgenossen Frauenlobs, genannt.